



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Schöne und die Kunst

Vischer, Friedrich Theodor

Stuttgart, 1898

Das Erhabene in der Kraft

[urn:nbn:de:hbz:466:1-88914](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-88914)

Wir unterscheiden das Erhabene des Raums, der Zeit und der Kraft.

Das Erhabene des Raums. Im Anblick des Hochgebirgs, das seine Gipfel in Wolken hüllt, kommen wir in die Vorstellung hinein, als steige es ins Grenzenlose. Es ist eine Art Schwindel, der die Phantasie befällt. Und auch das Meer wirkt in solcher Art; seine horizontale Ausdehnung scheint ins Unendliche fortzugehen. Wir sagen uns: wie klein bin ich dagegen! Aber es lüften sich die Schranken unseres Selbstgefühls; wir glauben alsdann selbst ins Unendliche zu wachsen, indem wir uns zum Gegenstand hinüberschlagen.

Dann das Erhabene der Zeit. Der Gedanke, daß das Universum keinen Anfang und kein Ende hat, erregt in uns gleichfalls jenen Schwindel der Phantasie. Haller ruft in einem Hymnus aus: „Furchtbares Meer der ernstesten Ewigkeit, unendlich Grab von Welt und Zeit!“ Das ist ein schönes Bild dieser schwindelnden Vorstellung. Denken Sie ferner an Erscheinungen, die an die Unendlichkeit der Zeit erinnern! Uralte Riesenbäume, Monumentalgebäude haben Jahrhunderte, Jahrtausende überdauert, als ob sie die Zeit an sich gefesselt hätten, um sie an sich darzustellen. Wen erfasst nicht das Gefühl des Erhabenen, wenn er den Ruinen in Rom, in Palmyra, in Aegypten gegenübersteht? Es war genial von Napoleon, als er vor der Schlacht bei den Pyramiden seinen Soldaten zurief: „Bedenkt, daß vier Jahrtausende auf euch herniedersehen!“

Nun das Erhabene der Kraft, der Naturkraft. Gewitter, Meerstürme, Wasserfälle, Uberschwemmung, Feuersbrunst, Kämpfe zwischen wilden Tieren, das sind Erscheinungen, die die Kunst liebt, denn das Wilde hat seinen Reiz. Hier wird das Erhabene zum Furchtbaren.

Auch das menschliche Leben können wir hierher ziehen, aber nur, sofern wir es nicht in seiner eigentlichen Bedeutung betrachten. Bedenken Sie z. B. die ungeheuere physische Kraft, die der Mensch in Massen entwickeln kann, an die dynamischen Gewalten der Jagd und namentlich des Kriegs! Der Krieg, sei

es nun in seiner antiken Form, oder mit all seinem schwerfälligen Rüstzeug des Mittelalters, oder mit all seinen modernen Waffen, hat eine ästhetische Wirkung gewaltigster Art und spielt in der Kunst eine ungeheure Rolle. Ohne den Krieg hätte Schiller seinen Wallenstein nicht geschrieben, nicht das hollische Corps und seine wilde Jagd verherrlicht.

Alles das schmettert uns zunächst nieder. Wir fühlen uns als Wurm, wenn wir uns mit diesen Kräften messen wollen. Es sind die Gefühle des Schreckens, der Schwäche, der Ohnmacht, die uns in ihrem Anblick befallen. Aber auch hier wird durch die Unlust die Lust vermittelt; in einem zweiten Moment richten wir uns auf, denn auch in uns ist Naturkraft. Unsere Phantasie jagt mit diesen Wellen davon, kämpft im Kriegsbild mit. So schlagen wir uns hinüber zum Gegenstand, zu dem Schauspiel gewaltiger Kräfte, und die Unlust weicht dem Behagen. Und dazu kommt noch ein eigentümlicher Reiz, wo gegenüber verderblicher Ueberlegenheit das Leiden sehr hervortritt, der Reiz des Mitleids. In der hinschmelzenden Weichheit dieser Empfindung schwindet die Fremdheit zwischen mir und dem leidenden Menschen, weil ich mich nun eins mit ihm fühle. Das ist eine Harmonie, ein Accord.

Ein zweite, höhere Sphäre bildet das Erhabene der menschlichen Persönlichkeit. Was uns jetzt Unlust erregt, ist die Ueberlegenheit des großen Geistes hervorragender Menschen, und was uns dabei Lust bringt, ist das Gefühl, daß auch in uns etwas liegt, das sich mit ihnen messen kann. Es geht uns wie Correggio, der, zum erstenmal ein Werk von Raphael sehend, sich ganz zurückgeworfen fühlte, aber dann in erhobenem Selbstgefühl sich sagte: „sono pittore anch'io.“

Die Erhabenheit des Menschen, die Macht seines persönlichen, geistig beseelten Wesens tritt in verschiedenen Formen auf. Wir haben da nicht sogleich an sittliche Größe zu denken, sondern ihn zunächst als heftig bewegtes Naturwesen zu fassen. Die Leidenschaft gleicht dem Meersturm, und eine solche Erscheinung kann die Kunst sich nicht entgehen lassen. Ein Dichter, der sie nicht schildern kann, ist keiner. Sie hat Stufen. Wir